



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Reichstage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und alle Fülle malerischer Schönheiten sich auf die Seegeftade concentrirt. Das Gesamtbild das Basodano dagegen gemahnt an die wilderen Gegenden der Schweizer Hochalpen; übrigens ist schon ein Hauch der südalpinischen Färbung darüber ausgegossen, der sich im reinen Blau des Himmels, im eigenthümlichen Grün des Rasenteppichs, im Colorit des Gesteins und im schärferen Contrast zwischen Licht und Schatten kundgiebt.

Wir brechen unsre Wanderung durch das Tessin hier ab, so verführerisch es auch wäre, den südlichen Theil mit seinen herrlichen Seen in Gedanken zu durchstreifen; doch ist dieses Gebiet mit dem M. Salvatore, dem Tessiner Rigi und dem M. Genere im allgemeinen bekannter als das eben geschilderte. Wir behalten uns aber vor, gelegentlich auf die Cultur- und Verkehrsverhältnisse des Cantons zurückzukommen.

Vom Reichstage.

Bei einem Rückblick auf die letzten Vorgänge im Parlamentshause auf der Leipziger Straße begegnet uns wiederum so mancherlei, was nicht besonders erfreulicher Art ist. Vor allem ist noch immer über das herrschende corpsartige Wesen und Treiben zu klagen, dem die Fraction wo nicht in allen, doch in vielen Fällen mehr zu bedeuten scheint als die Sache, um die sich's gerade handelt. Und zwar treffen wir diese Auffassung der Dinge und dieses Verfahren bei den conservativen Parteien gleich häufig an wie bei den Liberalen. Jene hatten allen Anlaß, sich den Nationalliberalen zu nähern und eine Verständigung mit ihnen zu suchen, da diese Partei jetzt, wo die Führer des linken Flügels den früheren Einfluß offenbar nicht mehr besitzen und die übrigen in Folge dessen in anderem Tone reden und andere Wege gehen zu wollen scheinen als im vorigen Jahre, sozusagen bündnißfähig geworden ist. Statt dessen haben die Conservativen, auch die entschieden national gesinnten, es vorgezogen, dem Centrum die Hand zu bieten und ihm Zugeständnisse zu machen, dieser Partei, die niemals im Ernste nationale Zwecke zu fördern bereit sein, die in wesentlichen Fragen so lange die Partei der Verneinung, der mehr oder minder lauten Opposition sein wird, als eine protestantische Dynastie in Deutschland den Kaisertitel trägt.

Wir irren wohl nicht, wenn wir hiermit auch die Ansicht des Reichskanzlers zu treffen glauben, und wir möchten annehmen, daß sein bisheriges Nichterscheinen in der Mitte unserer Reichsboten zum nicht geringen Theil auf Verdruß über diese Haltung der Conservativen zurückzuführen ist. Derselbe will offenbar ebenfalls den Frieden, weiß aber, daß die Ultramontanen, selbst wenn man ihnen sehr weitgehende Concessionen in den Fragen, die ihnen die wichtigsten sind, machen wollte, mit der Existenz des neuen deutschen Reiches nicht zu verfühnen sein würden.

Ein anderer wenig erfreulicher Zug trat hervor in der Debatte über den Hänelschen Antrag, den Chef der Admiralität zur Berichterstattung über den

Untergang des „Großen Kurfürsten“ an den Reichstag aufzufordern. Dieser Antrag war in der Lage der Dinge sehr wohl begründet, aber die Unterstützung derselben von Seiten der Fraktionsredner ließ viel zu wünschen übrig, sie war keine schneidige, manche sagen: eine lahme. Nur der Abgeordnete Lasker ging in wünschenswerther Weise vor. Die Fraction, in der man die vornehmen, reichen und unabhängigen Elemente des Volkes vertreten zu sehen gewohnt ist, und von der man erwarten sollte, sie werde es unter allen Umständen für Recht und Pflicht halten, das, was sich in der Staatsverwaltung als unweise, unpraktisch, schlecht herausgestellt hat, rücksichtslos auch als solches zu bezeichnen und ohne Ansehen der Person und ihrer etwaigen Beliebtheit in hohen Sphären auf eine Aenderung zu dringen, hat in diesem Falle nicht geleistet, was man von ihr zu erwarten berechtigt war. Sie hat vielmehr die Gelegenheit, einem System, das verderblich ist, ein Ende zu bereiten oder es doch zu erschüttern, nicht wahrgenommen. Sie erkannte an, daß der gegebene Bericht nicht genügend sei, um ihr „tiefgehendes Mißtrauen“ zu beseitigen, ja um zu einem Urtheile zu befähigen, aber sie verzichtete auf mehr. Kurz, ihr Angriff war matt, schwächlich und ohne Spitze, nicht viel mehr als Schein, und man meint vielleicht nicht ohne guten Grund, daß die Ursache solcher Mattheit und Schwäche hier wie bei einigen anderen Rednern über diese Sache darin zu suchen sei, daß der betreffende Minister in den soeben angedeuteten Kreisen sich eines ungewöhnlichen Ansehens erfreue und gestützt werde, was wieder zum Theil damit in Verbindung gebracht wird, daß derselbe einen hohen freimaurerischen Grad bekleide.

Natürlich referiren wir nur, ohne Bestimmtes zu wissen. Was wir dagegen durch den Augenschein wissen, ist das, daß der Betreffende ein sehr dauerhafter Minister ist, wie er früher ein sehr dauerhafter Unterhändler bei gewissen militärischen Uebereinkünften war, deren Ergebnisse — wir denken an die Convention, die nach dem Kriege von 1866 mit Sachsen, und an die, welche 1871 mit Frankreich abgeschlossen wurde — den Interessen Preußens und Deutschlands keineswegs günstig waren und deshalb diese Dauerhaftigkeit mehr verwunderlich als erklärlich erscheinen ließen. Jetzt steht es mit unserer Kriegsflotte und ihrem obersten Verwalter ebenso. Sie hat uns viel, sehr viel schönes Geld gekostet, und was ist aus ihr unter dem Infanteristen-system, unter dem sie in den letzten Jahren sich entwickelte, geworden? Wir könnten für jene Millionen erwarten, daß sie wenigstens der russischen gewachsen wäre, aber Sachverständige leugnen das entschieden, und selbst dem Laien springen die Uebel, an denen sie unter jenem System laborirt und so lange laboriren wird, bis mit der jetzigen Art der Verwaltung, deren Grundsätze nur unter einem anderen, einem sachmännischen Leiter, richtigeren Platz machen werden, gründlich gebrochen ist, immer von neuem in die Augen. Auf die Weise aber, wie die meisten Redner im Reichstage die Sache anfaßten, wird man nicht Wandel schaffen. Sie muß energischer, unerschrockener, beharrlicher und ohne Aufblick nach oben, lediglich mit dem Blicke auf das, was dem Vaterlande und seiner Wehrkraft frommt, angegriffen werden, wenn es sich mit unserer Seemacht, deren Material und Personal an sich gut ist, bessern und sie endlich den Stand der Tüchtigkeit erreichen soll, den sie haben muß und haben kann.

Wir fügen noch hinzu, daß die Vertheidigung des Ministers gegen Laskers Angriff nichts weniger als überzeugend war, und daß er sich in einer anderen Aeußerung während der Debatte der Vergeßlichkeit schuldig machte. Er hat am 11. März 1879 es als „ein Recht dieses Hauses“ bezeichnet, „volle und

ganze Aufklärung ohne jeden Rückhalt zu verlangen“, und am 4. März d. J. erklärte er mit Bezug auf die Veröffentlichung der Sache im Marineverordnungsblatte, daß dies nicht geschehen, daß man „dem Wunsche, Personen der öffentlichen Kritik zu übergeben, nicht Rechnung getragen“. Damals konnte er, jetzt konnte er nicht. Damit endlich, daß man seine Gegner des Unpatriotismus und der Gleichgiltigkeit gegen eine öffentliche Institution anklagt, wie Herr v. Stosch thut, wenn er sagt: „Die Ehre der Flotte hat dem nicht am Herzen gelegen, der so vorgeht und die Dessenlichkeit benutzt, um Flecken auf Flecken auf die Marine zu häufen“, ist ganz und gar nichts geholfen. Wer auf Ungehörigkeiten, Mängel und Fehler der Marine aufmerksam macht, der will letztere davon befreit wissen, er will die Marine mehr Ehre einlegen, mehr Ehre gewinnen lassen, es liegt ihm also die Ehre der Flotte mehr am Herzen als dem, der solche Mängel verschweigt. Und wenn dazu die Dessenlichkeit nicht benutzt werden soll, wozu haben wir dann in solchen Angelegenheiten einen Reichstag und Freiheit der Presse? Aber es wird wohl so zu nehmen sein, daß der Herr Minister unter „Ehre der Flotte“ sich selbst begriff.

Literatur.

Oesterreich und Preußen (1780—1790). Von G. Wolf. Wien, A. Hölder, 1880.

Lesefrüchte aus österreichischen, preussischen und sächsischen Archiven, zu deren Sammlung der Verfasser durch einige Briefe Josefs II. und gewisse Berichte österreichischer Kundschafter über Vorgänge und Zustände in Preußen angeregt worden — Schriftstücke, welche ihm im Archive des k. k. Reichskriegsministeriums unter die Hände gekommen sind. Diese Lesefrüchte sind zu einer Art Darstellung des Verhältnisses verbunden, das zwischen Preußen und Oesterreich in den letzten Jahren der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia und unter ihrem Sohne Josef herrschte, doch thut der Verfasser an der Hand seiner Gewährsmänner häufig auch Blicke nach andern Seiten hin, z. B. auf die Lebensweise Friedrichs des Großen in der letzten Zeit vor seinem Tode, auf den Charakter und die Regentehandlungen Josefs II., auf dessen Stellung zu Rußland, auf seinen Krieg mit den Türken u. dgl. Manches davon ist neu und interessant, Anderes bekannt und nicht von Bedeutung, wenigstens nicht in dem Maße, daß es unser Urtheil über die betreffenden Personen, Vorgänge und Zustände zu ändern im Stande wäre. Zu den interessanten Stücken zählen wir den Bericht über den Besuch, den der Papst im Jahre 1782 dem Kaiser in Wien abstattete, um ihn von seinen Reformplänen zurückzubringen — ein Versuch, der bekanntlich mißglückte. Wir erfahren hier unter andern, daß Kaunitz verdrießlich über diesen Besuch war, und daß er dies nicht verbarg. Bei einem Gastmahle „machte er die bissigsten Witze über das Gefolge des Papstes. Ganz laut soll er geäußert haben, daß einer der Prälaten zwei Menschen umgebracht habe, ein anderer könne weder lesen noch schreiben, der dritte sei ein Bastard, und der Günstling des heiligen Vaters sei Schornsteinfeger gewesen.“ Nach dem Berichte des preussischen Gesandten Niedesel empfing der Minister Josefs Sr. Heiligkeit, als dieselbe in seinem Gartenpalais erschien, um die dort befindliche Gemäldegalerie in Augenschein zu nehmen, „mit dem Hut auf dem Kopfe